

MARKUS STROMIEDEL

DER TORWÄCHTER

Der verbotene Turm



Markus Stromiedel

DER
TORWÄCHTER

Der verbotene Turm

Kick-Verlag · Bonn



Deutsche Erstausgabe
© Kick-Verlag, Bonn 2015
Alle Rechte vorbehalten
Redaktion: Viola Eigenberz
Einbandillustration: Helge Vogt
Satz: Satz & Layout – Sebastian Lemke e.K., Ratingen
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed 2015
ISBN 978-3-946312-00-0

www.kick-verlag.de
www.der-torwaechter.de
www.markus-stromiedel.de

Prolog

Simon schlug die Augen auf. Sein Herz klopfte heftig. Wo war er?

Die Welt um ihn herum flirrte, Millionen Teilchen wirbelten durcheinander und setzten sich neu zusammen, um sofort wieder auseinanderzubrechen. Wie ein Tornado umkreiste ihn der bunte Sturm. Nur er selbst blieb, der er war, und das ließ ihn ruhig werden. Geduldig beobachtete er die Teilchen bei ihrem wilden Tanz.

Mit der Zeit ließ das Wogen nach. Simon begann, Formen zu erkennen: der Knauf eines Schaltknüppels, die Rundung eines Lenkrades. Dann spürte er eine Lehne in seinem Rücken. Erstaunt sah er sich um. Er befand sich in einem Auto, es war ein Geländewagen. Offenbar hatte er ihn gefahren, denn er saß auf dem Fahrersitz. Neben sich entdeckte er seinen Rucksack.

Nun formten die Teilchen auch die Welt vor den Fenstern des Fahrerhauses. Simon sah eine Straße, sie war breit und sauber, Bäume säumten die Fahrbahn. Links und rechts reckten sich Häuser in die Höhe, auch dahinter standen Wohngebäude, hoch und imposant, sie gehörten zu einer Stadt voller Menschen. Um Simon herum fuhren Autos, sie umkurvten ihn elegant. Niemand hupte oder sah wütend zu ihm hin, obwohl der Wagen halb auf der Fahrbahn stand und einen Teil der Straße versperrte. Auch die Fußgänger auf dem Gehweg beachteten ihn nicht. Alle schauten auf flache, rechteckige Kästchen, die sie in ihren Händen trugen und von denen sie keinen Blick ließen. Die Auto-

fahrer, bemerkte Simon jetzt, sahen ebenfalls nicht auf die Straße, denn die Autos fuhren, ohne dass jemand sie steuerte.

Was war das für eine Welt? Was war geschehen?

Langsam kehrte die Erinnerung zu ihm zurück. Alles hatte in einem Dschungel begonnen, dorthin war er mit seinem Großvater geflohen. Männer in Schutzanzügen hatten sie mit sich genommen und in ein Krankenhaus gebracht.

Simon stutzte. Warum nur ihn und seinen Großvater? Wo war Ashakida? Sie war in Avaritia zurückgeblieben, fiel ihm ein, und er hatte sich aufgemacht, sie zu retten. War es ihm gelungen?

Simon lehnte sich zurück und schloss die Augen. Er konzentrierte sich. So wie sich die Welt um ihn herum geformt hatte, so fügten sich nach und nach auch seine Erinnerungen wieder zusammen. Simon sah im Geiste das Zimmer, in dem er aufgewacht war, er hörte das Fiepen der medizinischen Geräte, er spürte den rauen Stoff der Decke auf seinem Körper ...

I

Leise schob Simon die Decke zurück und kletterte aus dem Bett. Der Boden des Krankenzimmers war kalt, Simon zuckte zusammen, als seine nackten Füße die metallisch glänzenden Platten berührten. Er schlich zur Tür und horchte. Draußen im Flur war es still, die Schritte, die er den ganzen Tag über im Gang gehört hatte, waren vor einer Weile verstummt, wenig später war das Licht im Raum dunkler geworden. Simon vermutete, dass es Nacht war. Seit Stunden schon hatte niemand mehr nach ihm geschaut.

Behutsam legte Simon seine Fingerspitzen auf die Sensorfläche, die neben dem Ausgang in die Wand eingelassen war. Für einen Augenblick fürchtete er, eingesperrt zu sein, doch dann leuchtete der Sensor auf, und die Metallfläche, die die Türöffnung verschlossen hatte, glitt zur Seite.

Der Flur vor dem Zimmer war verlassen. An den Wänden glimmten blaue Nachtleuchten, ihr Licht ließ Simons Haut bleich aussehen. Die Leuchtdecke, die bei seiner Ankunft hell gestrahlt hatte, war erloschen und wirkte grau und unscheinbar. Niemand war zu sehen. Simon stand regungslos und wartete mit angehaltenem Atem. Hatte ihn jemand bemerkt? Doch es blieb still, bis auf einen immer wiederkehrenden Piepton, er kam aus einem der Nachbarzimmer und zerschnitt die Stille wie das Ticken einer Uhr.

Leise huschte Simon den Gang hinab. Er sah verschlossene Türen und Fächer mit Medikamenten, dazu medizinische Geräte, ein leeres Krankenbett, ein Rollwagen mit Thermos-

kennen. Das hier war eine Krankenstation, so viel war klar. Als sie ihn und seinen Großvater hierher gebracht hatten, war er zu erschöpft gewesen, um auf alles zu achten. Jetzt bemerkte er, dass es auch hier im Flur keine Fenster gab, genau wie in seinem Zimmer. Simon fand das seltsam.

Was war das für eine Welt, in der sie nach ihrer Flucht aus Avaritia gelandet waren? »Superbia« hatte sein Opa diesen Ort genannt, nachdem sie das Weltentor passiert hatten und im Dschungel angekommen waren, alleine, ohne Ashakida. Bei dem Gedanken an sie wurde Simons Herz schwer.

Er hatte die Leopardin bei ihrer Flucht zurücklassen müssen, der Stundenfluss hatte Ashakida erfasst und fortgetragen, als sie beide gemeinsam seinen Großvater aus der Hand Drhans gerettet hatten. Sie brauchte seine Hilfe, genau wie Ira und Philja, die von den Soldaten ergriffen worden waren. Er musste so schnell wie möglich wieder zurück! Doch wie sollte er ein Weltentor finden, das ihn nach Avaritia brachte? Alleine hatte er kaum eine Chance, trotz des Ringes, den er trug. Er musste mit seinem Großvater sprechen, denn der konnte ihm sagen, wo es in dieser Welt ein solches Tor gab.

Simon hatte keine Ahnung, in welchem der vielen Zimmer sich sein Großvater befand.

Ein Licht am Ende des Ganges weckte Simons Aufmerksamkeit, es fiel aus einer geöffneten Tür in den Flur und wirkte warm und einladend. Leise schlich Simon näher. Jetzt war eine Stimme zu hören, es war die einer Frau. Sie sang eine seltsame Melodie, Simon kannte sie nicht, und auch die Sprache hatte er noch nie zuvor gehört.

Die Frau im Inneren des Raumes war eine Krankenschwester, sie ging zwischen den Regalen umher und sortierte Medika-

mente in kleine Schälchen. In der Hand hielt sie einen flachen Bildschirm. Sie bemerkte nicht, dass Simon sie beobachtete.

Er zögerte. Konnte er sich ihr anvertrauen? Oder würde die Schwester ihm nicht glauben und nur auslachen, genau wie die Männer im Dschungel und der Pfleger, der ihn im Krankenzimmer betreut hatte?

Es gab einen Weg, das herauszufinden. Simon schloss die Augen und konzentrierte sich. Er wusste nicht, ob er es schaffen würde, sich mit der Krankenschwester zu verbinden: Zwar war sie nur wenige Meter von ihm entfernt, doch er hatte schon länger nicht mehr versucht, die Gefühle eines anderen Menschen zu lesen.

Es klappte auf Anhieb: Seine Hände begannen zu kribbeln, die Wärme lief seine Arme hinauf und weiter in seinen Rumpf hinein, bis sie seinen ganzen Körper erfasst hatte. Simon wusste, was jetzt kam, und er erschrak nicht mehr: Schlagartig stürzten die Gefühle der Frau in ihn hinein und er spürte, was sie empfand, so als ob es selbst fühlen würde.

Die Schwester war müde, erschöpft von der Nachschicht, sie freute sich auf ihr Bett und ihr Kind, die Frau dachte gerade intensiv daran. Simon sah das Bild, das die Frau in ihrem Herzen bewahrte: Es war ein Junge, etwas jünger als Simon, er schlief, nur ein strubbeliger Haarschopf lugte unter der Bettdecke hervor. Simon spürte die Liebe, die die Krankenschwester für ihren Jungen empfand, es war ein schönes und starkes Gefühl. Simon machte es traurig, denn er musste an seine eigenen Eltern denken, er vermisste sie sehr. Immer wenn die Schwester ein Medikament auswählte, verblasste das Bild des schlafenden Jungen ein wenig, um danach wieder stark und klar zu leuchten.

Plötzlich durchzuckte etwas die Gefühle der Krankenschwester, es war wie ein heller Lichtblitz, der aus den Wolken hervorbricht und zur Erde züngelt. Überrascht taumelte Simon zurück, im gleichen Augenblick brach die Verbindung ab. Simon sah auf. Erst jetzt bemerkte er, dass die Frau ihn anstarrte: Sie hatte ihn entdeckt.

Ein Lächeln legte sich auf ihr Gesicht. »Ach, du bist es. Puh, hast du mich erschreckt.« Sie zwinkerte ihm zu. »Unser Wunderkind. Ich bin Schwester Lisa.«

Simon war überrascht. »Wieso Wunderkind?«

»So nennen dich hier alle. Weißt du das nicht?«

Er schüttelte den Kopf. »Warum?«

»Weil du mit deinem Großvater draußen im Strahlwald gewesen bist: Und trotzdem sind deine Körperwerte vollkommen normal.«

Jetzt erinnerte sich Simon an die Worte seines Opas, nachdem sie durch das Weltentor geflohen und im Dschungel von Superbia wieder zu sich gekommen waren: Er hatte gesagt, sie müssten dort so schnell wie möglich weg.

»Ist denn der Dschungel gefährlich?«

Die Krankenschwester sah ihn an, als habe er etwas sehr Dummes gefragt. »Das weißt du doch! Niemand darf sich ungeschützt im Strahlwald aufhalten. Das hast du schon im Kindergarten gelernt!«

Simon musste daran denken, wie die Männer ihn und seinen Großvater gefunden und mit ihrem Geländewagen fortgebracht hatten. Keiner von ihnen hatte während der Fahrt seinen Schutzanzug geöffnet. Selbst die Visiere ihrer Helme hatten sie nicht hochgeklappt, solange sie im Urwald waren.

Es war eine kurze Fahrt gewesen, vielleicht zehn oder fünfzehn Minuten lang. Die riesigen Meerkatzen, die sie in Superbia

begrüßt hatten, waren neben dem Geländewagen hergelaufen, um sie mit lautem Gekreische zu begleiten. Bald hatte sich der Dschungel gelichtet und sie waren auf eine Lichtung gefahren, in deren Mitte ein flaches Gebäude stand. Simon erinnerte es an einen Bunker. Ohne zu stoppen, war der Wagen durch eine Öffnung in das Innere des Hauses geschossen und sofort hatte sich hinter ihnen ein schweres Tor geschlossen.

Die Krankenschwester betrachtete ihn nachdenklich. »Ich glaube nicht an Wunder. Wie bist du in den Strahlwald gekommen?«

Simon biss sich auf die Lippen. Sollte er ihr erzählen, dass er ein Torwächter war? Sollte er ihr sagen, dass die Zeit vor vielen Jahren aufgesplittert war und dass es nun sieben Welten gab, die nebeneinander existierten und sich ähnelten, ohne wirklich gleich zu sein? Sollte er ihr davon berichten, dass Drhan, der Fürst der Finsternis, diese Welten nach und nach erobern und unter seine Kontrolle zwingen wollte? Sollte er ihr erzählen, dass Drhan seine Soldaten geschickt hatte, um ihn zu verfolgen und zu ergreifen? Auch ohne sich noch einmal mit ihr zu verbinden, war ihm klar: Sie würde ihm niemals glauben.

Er zuckte mit den Schultern. »Ist doch nicht wichtig. Ich suche meinen Großvater, das ist wichtig!« Erwartungsvoll sah Simon die Krankenschwester an. »Ich muss ihn unbedingt sprechen.«

»Du kannst nicht mit ihm reden. Tut mir leid.«

»Aber warum nicht? Wo ist er? Bitte sagen Sie es mir!«

Die Schwester betrachtete ihn nachdenklich. Dann legte sie den Bildschirm zur Seite und ging zur Tür. »Komm.«

2

Schweigend gingen sie den Gang zurück, durch den Simon gekommen war. Niemand begegnete ihnen, die Krankenstation wirkte wie ausgestorben. Sie passierten Simons Zimmer und bogen in einen anderen Flur ein, dann in einen weiteren, er führte sie zu einem Treppenhaus, in dem die Krankenschwester wortlos abwärts stieg. Bald hatte Simon die Orientierung verloren. Dieses Haus war anders als jedes andere, das er bisher betreten hatte. Es gab kaum rechte Winkel, manche Gänge krümmten sich, andere führten leicht abwärts, um bald schon wieder anzusteigen. Simon kam es vor, als füge sich das Gebäude einem äußersten Zwang anstatt dem Plan eines Architekten.

»Warum gibt es hier keine Fenster?« Suchend sah sich Simon um. So wie in seinem Zimmer, konnte er nirgendwo in den Wänden eine Öffnung entdecken, durch die er hätte sehen können, was draußen war.

Die Schwester lachte. »Warum sollte es hier unten Fenster geben? Du könntest doch sowieso nicht hinausschauen.«

»Hier unten?« Simon war erstaunt.

Die Krankenschwester sah ihn an, als wäre er eine Kuh mit zwei Köpfen. »Ja, natürlich. Du weißt doch, wo wir sind, oder?« Sie betrachtete ihn aufmerksam.

Simon schwieg nachdenklich. Nach seiner Ankunft hatten ihn die Männer zunächst geduscht und ihm neue Kleidung geben, danach war er in einen Untersuchungsraum gebracht

worden und sofort eingeschlafen. Die Luft hatte nach süßen Orangen geduftet, das war das Letzte, woran er sich erinnerte. Als er wieder aufwachte, schoben sie ihn gerade in das Zimmer, in dem er den vergangenen Tag verbracht hatte. Niemand wollte seine Fragen beantworten, und jeder, der zu ihm gekommen war, hatte ihn neugierig oder scheu gemustert.

Ihr Weg endete in einem langen Gang, die Schwester stoppte vor einer der Türen, sie war breiter als die von Simons Zimmer.

»Ist er dort drin?«

Die Krankenschwester legte ihren Finger auf die Lippen, als Zeichen, dass er still sein sollte. Dann nickte sie. Sichernd sah sie sich um, bevor sie sich über ein glimmendes Tastenfeld beugte und einen Code eintippte. Das Gerät quittierte die Eingabe mit einem hellen Ton, Momente später summte es leise und die beiden Metallplatten, die den Eingang versperrt hatten, glitten wie die Türen eines Aufzuges zur Seite.

Überrascht blieb Simon stehen.

Vor ihnen lag ein großer Raum, breiter und höher als die anderen, die Simon bisher in der Krankenstation gesehen hatte. Im Zentrum stand eine eigentlich geförmte Maschine, sie sah aus wie ein klobiges Bett mit einer gläsernen Kuppel darüber. Sein Großvater lag unter dieser Kuppel, er hatte die Augen geschlossen. Er trug keine Kleidung, und es gab auch keine Decke und kein Kissen für ihn.

Doch das war es nicht, was Simon überraschte: Es waren die Roboterarme, die im Inneren der Kuppel direkt über der Liegefläche angebracht waren und die über den Körper seines Opas kreisten. Sie bewegten sich behutsam, so als würden sie ihn streicheln. Rotes Licht glühte an ihren Spitzen.

»Was ist mit ihm?« Vorsichtig ging Simon näher an die Maschine heran.

Die Krankenschwester lächelte. »Keine Sorge, es geht ihm gut. Seine Knochenbrüche heilen schnell, auch seine Haut und die inneren Verletzungen. Bald wird es ihm wieder besser gehen.«

»Kann ich mit ihm reden? Ich muss ihn unbedingt etwas fragen.«

Bedauernd schüttelte die Schwester den Kopf. »Er ist sediert.« Sie sah Simons fragenden Blick. »Das bedeutet, sie haben ihm ein Schlafmittel gegeben, damit er die Schmerzen erträgt.«

Erst jetzt sah Simon die feinen Schläuche, die zur Nase und in den Mund seines Großvaters führten. Zwei weitere Schläuche endeten in einer Kanüle, die im Arm des alten Mannes steckte.

»Sie wecken ihn auf, wenn alles verheilt ist. Es dauert nur ein paar Wochen.« Beruhigend legte die Krankenschwester ihre Hand auf Simons Schulter.

Simon fuhr entsetzt herum. »Ein paar Wochen? Das ist zu spät!«

»Wofür zu spät?«

Simon beantwortete ihre Frage nicht. »Ich muss sofort mit ihm sprechen! Bitte!«

»Das geht nicht. Wir dürfen ihn nicht aufwecken. Du willst doch auch, dass er wieder gesund wird, oder?«

»Aber wie soll ich ohne meinen Großvater ein Weltentor finden?« Simon war verzweifelt.

Die Krankenschwester sah ihn erstaunt an. »Was für ein Weltentor?«

Statt einer Antwort trat Simon an die Glaskuppel. »Opa, wach auf! Es ist wichtig!«

»Hör sofort auf damit!« Die Krankenschwester war ärgerlich.

Simon beachtete sie nicht. »Ashakida ist in Gefahr, Opa. Hörst du mich?« Er klopfte gegen das Glas. »Wach auf, Opa! Ich muss zurück nach Avaritia! Sag mir, wo ich ein Weltentor finden kann!« Simon bemerkte, dass sich der Kopf seines Großvaters etwas bewegte.

Eine Hand packte ihn, es war die der Krankenschwester, sie griff nach seinem Arm und zerrte ihn vom Bett fort. »Ich hab dir doch gesagt, dass wir ihn nicht wecken dürfen! Das ist gefährlich!«

»Aber ich brauche ihn! Ich muss Ashakida helfen.«

»Dein Opa braucht Hilfe! Alles andere ist jetzt unwichtig.«

Simon dachte an die Leopardin. Er war verzweifelt: Warum verstand denn niemand, dass er zu ihr musste? Er riss sich los und lief zurück zum Krankenbett. Sein Großvater bewegte sich stöhnend unter der Glaskuppel. Simon sah, dass er seine Augen zu öffnen versuchte. »Opa, hier bin ich!« Aufgereggt versuchte er, die Kuppel über dem Bett zu entriegeln, um sie aufzuklappen.

Plötzlich, Simon rüttelte gerade an den Verschlüssen, ertönte ein lauter Alarm und ein rotes Licht flamme neben der Glaskuppel auf. Erschrocken fuhr Simon zusammen. Die Krankenschwester war blass geworden. Hastig griff sie nach Simons Hand und zog ihn mit sich. Doch bevor sie den Ausgang erreicht hatten, glitten die Türen auseinander, vier Männer in weißen Kitteln stürzten in den Raum. Sie packten Simon und zwangen ihn zu Boden. Auch die Krankenschwester wurde von den Männern überwältigt.

»Opa!« Simon schrie in seiner Verzweiflung. »Opa, hilf mir!«

Einer der Pfleger lief zur Glaskuppel, unter der sich sein Großvater nun aufgerichtet hatte. Er hieb seine Faust auf einen Notknopf, Nebel zischte aus einer Düse im Inneren der Maschine, er hüllte den nackten Körper ein. Bevor die Schwaden die Sicht versperrten, sah Simon gerade noch, wie der Körper seines Großvaters in sich zusammensackte und zurück auf die Liege sank.

»Opa!« Simon strampelte verzweifelt, er versuchte, sich zu befreien, doch es war vergeblich: Der Griff der Männer war fest wie eine Stahlfessel. Jemand riss den Ärmel seines T-Shirts hoch, Simon spürte einen Stich in seinem Oberarm. Momente später wurde ihm schwarz vor Augen.

3

Als Simon erwachte, lag er in seinem Bett, die Decke über sich gedeckt. Sie hatten ihn in sein Krankenzimmer zurückgebracht, als er bewusstlos gewesen war. Das Licht an der Decke leuchtete, aus dem Gang waren Stimmen und Schritte zu hören, es musste Tag sein.

Vorsichtig richtete sich Simon auf. Sein Kopf schmerzte, genau wie die Stelle am Arm, an der sie ihm das Betäubungsmittel gespritzt hatten.

Ein Rascheln ließ ihn aufmerken. Eine Frau in einem weißen Arztkittel saß auf dem Stuhl neben seinem Bett und blätterte im Skizzenbuch seines Großvaters. Sein Rucksack stand geöffnet neben ihr. Sie hob ihren Kopf und blickte ihn ernst an. »Ah, da bist du ja.«

Simon betrachtete die Frau: Sie sah streng aus und schien ärgerlich zu sein über das, was geschehen war. Ihr scharf geschnittenes Gesicht und ihre dunklen Haare, die sie zu einem festen Dutt zurückgebunden hatte, unterstrichen diese Wirkung. Und doch gab es etwas an ihr, das ihm vertraut war.

Sie musterte ihn forschend. »Du hast Kopfschmerzen, richtig?« Ohne seine Antwort abzuwarten, legte sie das Buch zur Seite und trat an den Nachttisch, um sich eine bereitliegende Ampulle aus Kunststoff zu nehmen. »Die Dosis, die sie dir gespritzt haben, war zu hoch. Ist aber nicht schlimm, du hast einfach nur ein wenig länger geschlafen.«

Simon setzte sich auf. »Wie lange?« Sein Kopf pochte.

»Die ganze restliche Nacht und den halben Tag.« Mit einer schnellen Bewegung drehte sie den Kopf der Ampulle ab. »Hier, trink das. Hilft gegen die Schmerzen.«

Simon nahm die Ampulle. Das Mittel schmeckte süß und bitter zugleich.

»Ich bin Dr. Lytras. Ich leite diese Krankenstation. Schwester Lisa hat mir alles berichtet. Warum hast du das gemacht?«

Simon wandte den Kopf ab und schwieg.

»Du wolltest etwas von deinem Großvater wissen. Wo ein Weltentor ist, richtig?«

Für einen kurzen Augenblick keimte die Hoffnung in Simon auf, dass sie ihn ernst nehmen und ihm helfen würde. Doch als er aufblickte, sah er den spöttischen Zug um den Mund der Frau.

Sie betrachtete ihn lächelnd. »Du hast offensichtlich eine blühende Fantasie. Sind die Bilder von dir?« Sie wies auf das Skizzenbuch, das sie gerade betrachtet hatte.

Simon schüttelte den Kopf.

»Dann ist das Buch von deinem Großvater? Mit dem du durch das Weltentor gekommen bist?« Erneut lächelte sie, und Simon wusste, dass sie nicht an zersplitterte Welten, an Tornwächter und an sprechende Leopardinnen glaubte. Und doch war etwas an ihr, das ihn Zutrauen fassen ließ und ihm Mut machte, alles zu erzählen: von ihrem Umzug in das Dorf des Großvaters, von dem Weltentor, das er aus Versehen geöffnet hatte, von seinen Freunden Ira, Tomas, Filippo und Luc, die er im Dorf kennengelernt und die er später in Avaritia wiedergetroffen hatte. Er erzählte ihr von Iras Oma und ihren Kräutern,

von den Kindern in der verlorenen Stadt und von ihrer Flucht, die im Dschungel geendet hatte, an jenem Ort, den sie hier den Strahlwald nannten.

Es war still im Zimmer, als er alles berichtet hatte. Die Ärztin sah ihn stumm an, das spöttische Lächeln war aus ihrem Gesicht verschwunden. Simon tastete sich in ihre Gefühle: Sie glaubte ihm immer noch nicht. Doch etwas an seiner Geschichte hatte sie nachdenklich gemacht.

Schließlich stand sie auf und steckte das Buch zurück in den Rucksack. »Sie wollen dich sehen. Die Wächter warten schon auf dich. Überlege dir sehr genau, was du ihnen sagst.«

Bevor Simon fragen konnte, wen oder was sie damit meinte, war die Ärztin zur Tür gegangen. Sie hielt eine Karte vor den Sensor, die Türflügel glitten zur Seite.

»Er ist wach. Ihr könnt ihn jetzt mitnehmen.«

Die Ärztin trat zur Seite und sah stumm dabei zu, wie zwei Männer, die vor der Tür postiert gewesen waren, den Raum betraten. Sie trugen lange schmucklose Gewänder. Auf ihrer Brust prangte ein Wappen, das Simon an etwas erinnerte. Die beiden forderten ihn auf, mit ihnen zu kommen. Schnell zog sich Simon an, wobei er sich bemühte zu vergessen, dass sowohl die Männer als auch Dr. Lytras mit im Raum waren. Immerhin wandte sich die Ärztin ab, während er in seine Kleider stieg. Niemand sagte ein Wort.

Als er seinen Rucksack nehmen wollte, kam ihm die Ärztin zuvor. »Den kannst du hierlassen.« Simon wollte ihr widersprechen, doch sie legte ihm ihre Hand auf den Arm. »Ich passe auf deinen Rucksack auf. Glaub mir, das ist besser so.« Ihre Augen weiteten sich, so als ob sie ihm ein stummes Zeichen geben wollte, unbemerkt von den Männern.

Simon ließ den Schulterriemen, den er gegriffen hatte, wieder los.

»Viel Glück.« Die Ärztin lächelte. Es war ein freundliches Lächeln.

Simon durchzuckte es: Jetzt wusste er, was ihm an der Frau bekannt vorkam: Das Lächeln der Ärztin erinnerte ihn an Ira.